

## V.

Es gibt eigentlich nichts Belehrenderes in der Welt, als wenn man gerade die alltäglichen Erscheinungen des Lebens genauer ins Auge faßt und das Gewöhnliche zu Fragen umgestaltet, welche, wenn man sie beantworten will, oft genug bis in das Innerste unseres Wesens reichen.

Eine Gruppe von diesen Erscheinungen und eine Art dieser Fragen gehört unzweifelhaft dem Hause und seinen Bewohnern. Ich sehe den Reichen, dem alle Dinge zu Gebote stehen; er ist trübe und verdrossen. Ich sehe den Armen und die gesunde Freude leuchtet aus seinen Augen. Was freut ihn denn eigentlich? Hätte die Sache selbst und ihr Besitz die Gewalt zu erfreuen, so müßte jener seines Lebens froh und dieser der trüben Gewohnheit des Daseins müde sein. Es ist anders. Wodurch? Was eigentlich ist denn das, was uns zum Gute den Genuß desselben bringt?

Es ist doch wohl so in der ewigen Ordnung und Harmonie der Dinge eingerichtet, daß wir auf keinem Punkte unseres Daseins an die Materie gefesselt sein sollen. Sie hat eine große, aber sie hat nicht alle Gewalt über uns. Es lebt noch etwas Anderes in den Dingen, das von ihrer Substanz nicht erschöpft, an sie nicht gebunden ist. In der

That, das Höhere in diesem materiellen Dasein, das wodurch wir uns doch immer wieder mit ihm verwandt fühlen, ist seine Fähigkeit, mehr in sich selber aufzunehmen als die rein natürlichen Factoren aus denen sie bestehen. Sie vermögen es, sich zum Träger eines edleren Lebens zu machen; sie empfangen den Geist und geben ihn wieder und wenn ich genau frage, was denn eigentlich mir an ihnen den Genuß bereitet, so erkenne ich, daß es das Leben des Geistes ist das zu dem meinigen spricht, und dessen Hauch in der Gestaltung der Form, in der harmonischen Bewältigung der rohen Masse, in dem Gruße aus einer anderen Welt mich umgibt und mir in der trägen und eigensinnigen Substanz den Genuß bereitet, den ich gesucht und gefunden habe.

Ich darf Sie nicht aufhalten; Sie wissen, was ich sagen will. Es ist die Schönheit, es ist das Edle, die Harmonie in Gestalt und Bewegung mit allen besseren Elementen in mir, das Liebliche und Große, das mir in der Befriedigung den Genuß gewährt. Und alles dieß ist so wenig etwas Einfaches als ich selber, der ich es empfinde. Wir nennen es deßhalb mit hundert Namen und verstehen jeden derselben, wenn Sie wollen, ohne recht beschreiben zu können was es eigentlich ist. Wir sprechen von dem Schönen, von dem Geschmackvollen, von dem Bequemen, von dem Behaglichen; es ist nutzlos über Definitionen dabei zu streiten; Jeder versteht es und Alle, denke ich, sind darüber einig, daß in dem Wesen eben dieser Dinge ein zweiter, höherer, ja der eigentliche Werth dessen liegt, was wir besitzen. Wenn wir die Substanz des Besitzes verzehren, so genießen wir keine Schönheit; und wenn wir uns genauer fragen, so müssen

wir sagen, daß wir zuletzt dieses Schönen eben so sehr bedürfen als seiner gleichgeborenen Schwester, des Nützlichen. Es reizt und ruft uns; es läßt uns nicht ruhen; wir lernen es schätzen und bald es entbehren; es dringt in uns hinein mit all seinen Anklängen und weiß zu fordern und zu gestalten, und einmal vorhanden und erkannt, wird es eine nur in sich ruhende Thatsache, eine Macht, eine von jenen Kräften, die uns beherrschen, weil sie uns entzücken.

Und vielleicht liegt ein Theil seines Zaubers darin, daß es, denselben in uns erzeugend, dennoch selbst nie und nirgends dasselbe ist. Jedes Ding, jede Erscheinung, jeder Theil unseres Lebens hat seine Schönheit, seinen Reiz; wir fordern von jedem etwas Anderes und jedes vermag trotz seines ewig gleichen Wesens etwas Anderes zu sein und zu bieten. Das gilt für Alles, sollte es denn nicht auch für das Haus gelten?

Es ist merkwürdig genug, daß erst der Schmetterling schön ist und nicht die Raupe; erst der Vogel und nicht das Ei. Aber es ist noch merkwürdiger — oder ist es dasselbe? — daß niemals die Arbeit schön ist, sondern erst das fertige Erzeugniß. Ich kann nach dem Schönen in der Arbeit ringen, aber ich habe es selbst nicht, so lange ich danach strebe. Die Folge aber ist, daß ich auch das Schöne und Freundliche nicht genießen kann, während ich arbeite. Es will immer den festen Boden, auf dem es steht, und das ist die Ruhe nach gethaner Arbeit. Diese Ruhe aber ist für den Menschen das Haus; sein Haus ist die Heimath nicht dessen, was er besitzt, sondern dessen, was er von dem was er besitzt, zu genießen strebt.

Und wenn er das weiß, so weiß er auch daß er ein Recht auf diesen Genuß hat. Erst dieser Genuß ist ihm der rechte Lohn. Die eine stille Stunde die er genießend ausfüllt, ist der Preis den ihm das Leben für das zahlt, was er für das Leben in den anderen Stunden geleistet hat. Und diesen Preis fordert er; bekommt er ihn nicht, so keimt an der Seite der ermüdenden Arbeit der Unmuth und er beneidet die Maschine neben ihm, die wenigstens wenn sie keine Freude hat, sich auch nach keiner zu sehnen braucht. Das lebendige Etwas, das auch in seiner Thätigkeit lebt und ihr den rechten Werth für ihn und Andere gibt, fehlt ihm; träge wälzt sich eine Stunde hinter der andern ab und der Tag endet ihm nur, um dem zweiten mit gleicher, öder Mühe Platz zu machen. Für ihn gibt es keinen Morgen, keinen Mittag, keinen Abend; denn der Morgen ist nichts als der Anfang, der Mittag die Mitte, der Abend das Ende der Arbeit; sie wissen ihm nichts zu bieten, diese Worte und diese Stunden; er gehört dem Tage, ohne daß ihm der Tag gehörte, denn derselbe hat für ihn keinen Augenblick, der ihm eigen wäre. Dem ist so; und darum fordert der Mensch, was durch sein Wesen bedingt wird, eine Stunde und eine Stätte für die Ruhe nach der Arbeit und in denselben einen freundlichen, genußreichen Augenblick, den wahren Lohn seiner Tagesmühe. Die aber soll ihm das Haus bieten; vor der Schwelle seines Hauses gehört er der Arbeit, hinter derselben dem friedlichen Genuß. Es ist sein zweites Leben das da beginnt, der Lohn für seinen Tag. Und dieses Lohnes bedarf er wie der Wein der Blume, um das Herz zu füllen.

Und wer soll es ihm geben in diesem seinem Hause?

Ich weiß es, Sie werden mich nicht erst fragen; aber fragen werden Sie mich, ob ich der Frau noch etwas Anderes zu sagen habe, als daß der Mühe Lohn in ihrer Hand liegt und das dankbare Herz des Mannes ihn aus dieser Hand erwartet. Daß mein Gefühl hinüberreicht über jene Schwelle, das weiß ich; reicht aber auch der wissenschaftliche Gedanke hinüber? Kann ich zu Gedanken gestalten was ich empfinde, und aus dem Wunsche eine Lehre bereiten?

Ich weiß das nicht oder will es nicht fragen. Aber Eines weiß ich. Ich weiß, daß es drei Dinge gibt, welche dem Genuße des Tages, dem Herzen des Mannes ihren Inhalt geben, sehr nahe liegend, so nahe, daß es fast unverständlich erscheint, wenn ich sie um des Verständnisses der Sache willen erst scheiden muß. Und doch nenne ich sie: sie sind die Frau selber, der Mann selber in seiner Individualität und die Dinge des hauswirthschaftlichen Lebens.

Und indem ich nun von der Frau zuerst spreche, gestaltet sich vor mir ein eigenthümliches Bild; sie sitzt an ihrem Tischchen, das Haupt gestützt, das Auge ist nach innen gerichtet und der Gedanke wandert in vergangene Zeiten. Auf den weiten Weg fällt eine Thräne, eine zweite; sie fallen auf die Blätter der Rose, welche Jahr um Jahr abgerissen und verwelkt auf den kälter werdenden Boden des kommenden Alters hingeworfen und auf jedem dieser Blätter steht eine süße Erinnerung geschrieben, die eine warme theure Stunde wachruft. Warum doch muß auch das verschwinden, was so schön und was so süß war? Warum habe ich nicht mehr, was ihn und mich so glücklich gemacht? Warum habe ich es nur halb, warum habe ich es nie gehabt?

Warum soll die Liebe gefesselt sein an etwas, was sie selbst nicht festzuhalten vermag? Warum gibt es einen Tod der Jugend und der Schönheit vor dem Tode des Lebens, und warum versagt das Leben der einen was es der andern mit vollen Händen bietet? Kennen Sie diese Fragen, die Fragen der stillen Stunden? Und wer kennt sie nicht?

Und was haben wir zu antworten?

Wenn die Mutter der Tochter das schöne Haar mit der weißen Hand streicht, was wird sie denken wenn ihr jene Gedanken kommen, die Schatten die auch der blühendste Brautkranz wirft? Sie wird denken: Und mein Mann hat mich eigentlich noch lieber wie je! Und es ist mir gelungen, daß er gar nicht weiß ob ich älter oder weniger schön bin! Was er von seinem ganzen Leben zu wünschen und zu fordern hatte, ich bin es, die es ihm gegeben hat und gibt. Und willst du, Tochter, das Geheimniß dieser Gewißheit hören, so will ich es dir sagen. Der Mann der uns gehört, bleibt selbst nicht derselbe der er war; aber auf Einem Punkte ist er es und bleibt es, und findest du diesen Punkt, so laß Schönheit und Jahre gehen, sie können dir nicht nehmen, was du dir selber gewonnen. Vergiß es nie, der Mann will in der Braut die Braut, aber in der Frau will er die Frau. Er will ein Wesen, das ihn nicht bloß liebt, sondern das ihn versteht. Er will jemanden, dem nicht bloß das Herz für ihn schlägt, sondern dessen Hand ihm auch die Stirne glättet, der in seiner Erscheinung den Frieden, die Ruhe, die Ordnung, die stille Herrschaft über sich selbst und die tausend Dinge ausstrahlt, zu denen er täglich zurückkehrt; er will jemanden, der um alle diese

Dinge jenen unaussprechlichen Duft der Weiblichkeit verbreitet, der die belebende Wärme für das Leben des Hauses ist. Und ob er sich das sagt oder nicht, er weiß es doch oft nur zu gut. Er sieht dich, — glaubst du, daß er nicht sieht, wie du im Hause einfach, reinlich, aber geschmackvoll gekleidet bist, deinem Hause entsprechend, mit deiner Person sein Stolz, mit deinem Benehmen seine Freude? Glaubst du daß er nicht weiß daß eine unordentliche Erscheinung der Frau die Zeugin anderer Unordnung ist, und daß andererseits die Frau die zu viel für sich selber sorgt, zu wenig für andere Dinge sorgen wird? Glaubst du denn — und vergib es mir, daß ich davon rede, aber ich weiß es ja — glaubst du denn, daß er den ganzen Tag über vergessen kann, wie du am Morgen zum Frühstück ausgesehen hast? Es vergessen kann, und ob du zum Abend in Sammt und Seide glänzeest? Und glaubst du, daß, wenn er es an einem Morgen vergessen mag, er tausend Morgen oder zehntausend vergißt, wenn sie sich gleichen? Und zehntausend Morgen, die sollst du mit ihm leben! Verstehst du mich? Und glaubst du, daß die Männer sich gleich sind? Daß allen dasselbe lieb ist? Und daß du fordern kannst, daß etwas ihm Freude mache, wenn es ihm nicht zusagt? Oder daß er es vergißt, wenn er sieht in den Dingen, die du ihm bereitest, daß du nicht bloß an den Mann überhaupt, sondern eben an deinen Mann gedacht hast? Glaubst du, daß er die Mühe nicht fühlt, die du dir gegeben um gerade ihm lieb zu sein? Ich mag manchem Schönen und Lieben widerstehen und manches an mir vorübergehen lassen, was mich einen Augenblick gefreut — aber wie kann ich das,

wenn ich mich selber täglich in dem Andern wiederfinde und täglich mich selber aus der lieben Hand wieder empfangen? Kann ich mir selber widerstehen? Und wo liegt das Geheimniß der innigsten Zuneigung da, wo oft Schönheit, Reichthum, Jugend fehlen und doch die Herzen nicht von einander lassen? Darin, daß die Frau ihren Mann nicht bloß liebt, sondern versteht und in all den tausend Dingen, die sie ihm bietet, das Verständniß seiner selbst ihm entgegenbringt. Und wenn sie das lernt und wenn sie lernt, das Schöne und Geschmackvolle zu zwingen, daß es nicht bloß schön und geschmackvoll, sondern auch dem Wesen des Mannes zusagend sei, dann wird sie aus der Herrin des Hauses auch die geliebte Herrin des Herzens ihres Mannes sein und bleiben.

Hast du es denn nicht hundertmal gesehen, daß kleine Dinge weit mehr freuen als große? Hat sich dir nicht das Geheimniß geoffenbart, wie die Frau das Glück ihres Hauses aufbauen soll? Nicht die Substanz oder der Werth, die Harmonie des Dargebotenen mit jenen oft stillen, oft unklaren Wünschen des Mannes ist das, worauf der Mann hofft und was das Haus zur Heimath des frohen Genusses macht. Lerne — lerne — lerne! Lerne dich kennen, deinen Mann und das, was in den Dingen die Freude ist und bringt und was allein dich die Jahre und ihre Schmerzen bewältigen läßt! Dann wirst du sein, was du sein kannst, und ob es wenig oder viel sei, wirst du je fragen, ob du mehr Freude an der Wiese hast mit tausend Blumen, die du ja nicht erreichst, oder an der einen die du in der Hand hältst? Das ist das Wesen des Glückes, daß es sich nicht an die Masse bindet; die größere Hälfte aller Wünsche bleibt





jedem unerfüllt; und vergiß es nie und nimmer — nie sah ich eine Frau anders glücklich als durch ihren Mann und nie einen Mann durch etwas anderes glücklich als durch seine Frau!

Aber wie schwer ist das! Welche Arbeit der Gedanken, des Gemüthes, der Stunden und Tage!

Und glaubst du denn, daß es etwas gebe, das du auf dieser Erde ohne Arbeit erreichen, ohne Arbeit festhalten kannst? Und — liebe und geliebte Thörin — ist es nicht gut, daß dem so ist? Ist es nicht der wahre Segen, daß du, von Schönheit und Reichthum unabhängig, durch eigene Kraft in deinem Hause dir zu schaffen und zu erhalten vermagst, was die edelste Perle deines Lebens, der ewige Kranz in deinen Locken ist! Das Haus ist die Arbeit der Liebe; nie vergiß, daß sie zusammen auch mit dem höchsten Werthe das höchste Glück der Frau sind!

— Ich habe Sie lange genug, zu lange aufgehalten. Ich wäre nun, indem ich diese kurzen Andeutungen schließe, glücklich, wenn ich Eines erreicht hätte. Das ist der Eindruck, daß ich mein Gebiet nicht etwa erschöpft, sondern daß ich den ungemessenen Stoff und seine hohe Wichtigkeit nur angedeutet und den Werth des tieferen, wenn Sie wollen, innigeren Nachdenkens darüber Ihnen nahegelegt habe. Es gibt aber noch eine zweite, nicht minder wichtige Frage, die ich heute gar nicht berühre. Das ist die nach der Frau auf dem socialen Gebiete. Wenn die Frau auf dem Felde der Nationalökonomie dem Manne gehört, so gehört sie auf dem der socialen Frage der Menschheit.





